

## Wilhelm Hauff: Jud Süß

Es gibt eine Buchreihe bei einem kleinen Verlag, die den schönen Titel trägt: „Das Alte Europa. Kleine Bibliothek der vergessenen Autoren.“ In dieser Reihe kam 2010 auch „Jud Süß“ von Wilhelm Hauff heraus. Hauff wird also unter die vergessenen Autoren unserer europäischen Tradition eingereiht. Das veranlasst mich zu zwei Fragen an die anwesenden Literaturfreunde: Wer von Ihnen hat, vor der Vorbereitung auf den heutigen Abend, ein Werk von Hauff gelesen? Und wer hat ein Werk gelesen, das kein Märchen ist? In der Tat ist Hauff schwerlich als vergessen zu bezeichnen, aber er ist für uns fast ausschließlich der Schöpfer einer ganz besonderen Art von Märchen (oder Märchennovellen) wie „Kalif Storch“, „Zwerg Nase“, „Der kleine Muck“ und „Das kalte Herz“. (Im Katalog der Landesbibliothek findet man unter Hauff weit überwiegend Ausgaben der Märchen und Literatur über sie.) Es mag uns überraschen, dass diese heiß geliebten Geschichten zu Hauffs Lebzeiten als Nebenwerke, Tagesarbeit zum Broterwerb, galten. Bekannt war Hauff für seine Romane, vor allem „Lichtenstein“, einen historischen Roman unter dem Einfluss von Walter Scott, wo der nach allgemeiner Beurteilung widerwärtige Herzog Ulrich aus einer patriotisch württembergischen Haltung heraus idealisiert wird; weiterhin für seine Novellen, seine satirisch-parodistischen Texte (besonders gegen den Modeautor Claren) und auch seine Lyrik (darunter Reiters Morgenlied „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“, das man heute noch kennt). Unter den Novellen gibt es nur eine, deren Titel gegenwärtig noch geläufig ist, eben „Jud Süß“, zweifellos deswegen, weil der berühmte Film von 1940, der wirkungsvollste antisemitische Film der Nazi-Epoche, nicht nur den gleichen Titel trägt, sondern Hauffs Novelle als literarische Vorlage genommen hat – wie eng, ist näher zu bestimmen. Die Produktionsfirma „Terra“ bewarb den Film jedenfalls so: „Ein Großfilm: Jud Süß nach der Novelle von Wilhelm Hauff“. Und Feuchtwangers weltweit erfolgreicher Roman „Jud Süß“ von 1925? Den hatte der Regisseur und Drehbuch-Hauptverantwortliche Veit Harlan gar nicht gelesen; schon weil Feuchtwanger Jude war und weil sein Roman eine eher projüdische, auf jeden Fall anti-antisemitische Tendenz hat und in Hitlers Deutschland verboten war, ist nicht daran zu denken, dass die Filmemacher sich wesentlich auf seinen Roman stützten (obwohl bizarrerweise Feuchtwanger selbst das glaubte). Also ist ein Text des gut württembergischen Autors Hauff Grundlage für den Hetzfilm. Da stellt sich selbstverständlich die Frage: Ist Hauffs Novelle selbst antisemitisch? Diese Frage ist von verschiedenen Autoren völlig gegensätzlich beantwortet worden, und sie ist natürlich eine Leitfrage für unsere Beschäftigung mit dem Werk heute Abend.

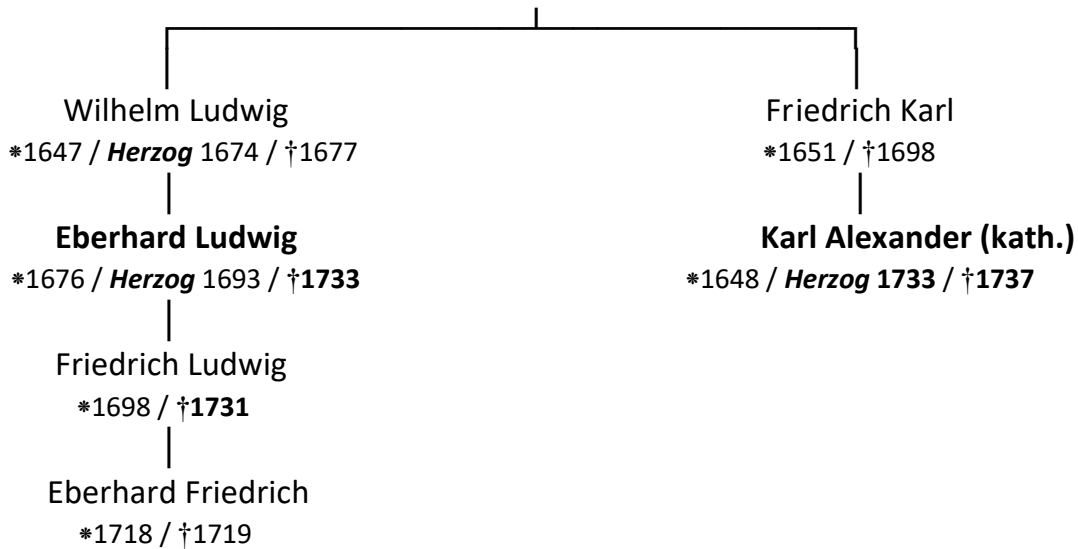
Als „gut württembergisch“ habe ich Hauff soeben bezeichnet. Er durchlief in der Tat zunächst eine klassisch württembergische Karriere: 1802 in Stuttgart geboren, als Sohn eines höheren württembergischen Beamten („Regierungs-Sekretarius“ und später „Kabinetts-Ministerialregistrators“), eines aufrechten Mannes, der zeitweise als „Republikaner“ inhaftiert war; der Großvater war „Landschaftskonsulent“ (zu dieser Funktion später – er gilt als Vorbild des Landschaftskonsulenten Lanbek in der Novel-

le, dessen Haus und Garten auch an derselben Stelle liegt wie die des Großvaters); nach dem Tod des Vaters zieht die Familie nach Tübingen, der Junge besucht die Tübinger Lateinschule (die Schola Anatolica am Österberg, und nach dem Landexamen eine der württembergischen Klosterschulen, nämlich Blaubeuren, und danach das evangelische Stift in Tübingen, wo er von 1820-24 Theologie studiert. Während dieses Studiums entscheidet er sich allerdings gegen den Pfarrerberuf, schon 1824 wird er zum Dr. phil. promoviert, danach wird er Hauslehrer (da fällt uns Hölderlin ein), geht auf Reisen und schreibt. Im Januar 1827, mit 24 Jahren, wird er Chefredakteur bei dem berühmten Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Stände“, wo auch der „Jud Süß“ erscheint – in Fortsetzungen (wie manches andere prominente Literaturwerk). Die Produktivität, die er in den drei Jahren 1825-1827 entfaltet, ist schier nicht zu glauben. Das heißt natürlich, dass er, wie er selber zugibt, vieles „in einiger Eile“ schreibt und herausgibt. Dabei ist Hauff sehr marktorientiert, er sieht z.B. klar, dass das Publikum sehr empfänglich ist für historische Erzählungen à la Walter Scott, und zu diesem Genre gehört außer dem „Lichtenstein“ ja auch „Jud Süß“. Sein Erfolg als Autor ist beträchtlich, auch in finanzieller Hinsicht. Aber im November 1827, kurz nach der Geburt seines Töchterchens, stirbt Hauff fünfundzwanzigjährig an einer Typhusinfektion, die er sich auf einer Reise nach Tirol zu Recherchen für ein geplantes Werk über Andreas Hofer geholt hat. Begraben ist er an angemessenem Ort: auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof.

Eine historische Erzählung haben wir vor uns – da ist es notwendig, die zugrunde liegenden geschichtlichen Ereignisse und Verhältnisse kurz zu skizzieren. Württemberg war seit der Reformation ein nahezu ausschließlich protestantisches Land (bis zum Reichsdeputationshauptschluss 1803, durch den es große katholische Gebiete hinzugewann), und das Bürgertum war stark pietistisch geprägt, mithin misstrauisch gegen zur Schau gestellten Prunk und öffentliche Lustbarkeiten. Dieses Bürgertum wies auch ein erhebliches politisches Selbstbewusstsein auf: Seine Vertretung, die sogenannte „Landschaft“, in der auch die evangelische Geistlichkeit vertreten war, aber nicht der Adel (der Rechtsberater dieses Repräsentativorgans war der schon erwähnte „Landschaftskonsulent“) hatte wesentliche Mitspracherechte, vor allem bei der Verwaltung der Finanzen. (Das ging zurück auf den Tübinger Vertrag von 1514 mit dem liederlichen Herzog Ulrich – Lokalpatrioten nennen Württemberg deshalb die „älteste Demokratie der Welt“.) Es war selbstverständlich, dass aus beiden Faktoren Konflikte mit den Herzögen des 18. Jahrhunderts – unsere Novelle spielt fast ausschließlich im Jahre 1737 – erwachsen: Der Neigung der Monarchen zu prunkvoller Selbstdarstellung und der zu absolutistischer Selbstherrlichkeit war die fromme Schlichtheit der Bürgervertretung und ihr Pochen auf das verfassungsgemäße Recht ärgerlich und hinderlich. Dieses Spannungsverhältnis wurde nun durch einen (ersten) Schicksalsschlag im Jahre 1733 gewaltig verschärft.

Eberhard III.

\*1618 / **Herzog** 1633 / †1674



Der Herzog Eberhard Ludwig (ja, der, nach dem das Ebelu, das älteste Gymnasium Stuttgarts, benannt ist) starb überraschend, und wenig zuvor war sein Sohn und präsumtiver Nachfolger ebenso überraschend verstorben. Und damit fiel der Thron unerwarteterweise dem Vetter Eberhard Ludwigs namens Karl Alexander zu. Dieser aber hatte nie im Leben damit gerechnet, Herrscher von Württemberg zu werden, er hatte, wie viele Hochadlige in ähnlicher Situation, eine militärische Karriere angestrebt und war unter Prinz Eugen ein erfolgreicher Heerführer geworden (im Spanischen Erbfolgekrieg – Sie erinnern sich an die „Zwei Herren am Strand“ – und gegen die Türken). Und jetzt kommt das kritische Detail: Er war in Wien zur katholischen Konfession übergetreten. Ob dem eine religiöse Erweckung zugrunde lag, lassen wir dahingestellt, es war jedenfalls für eine Karriere im Umkreis des Kaiserhofs sehr förderlich – z.B. hätte er als Protestant niemals die Prinzessin Maria Augusta von Thurn und Taxis zur Frau bekommen. Jetzt war also ein Katholik Herzog von Württemberg – das war (obwohl er sich verpflichtete, auf jegliche Beeinträchtigung des protestantischen Religionsmonopols zu verzichten) fast wie ein Muselman (oder noch schlimmer) und ließ bei der Landschaft die Bereitwilligkeit, dem Monarchen für Gardesoldaten, eine Oper, ein Ballett die nötigen Summen zu genehmigen, vollends abstürzen. Karl Alexander brauchte Hilfe.

Und die suchte er bei seinem Finanzjuden, den er schon kurz vorher wegen seiner finanziellen Probleme zu seinem „Schatullverwalter“ gemacht hatte, nach dem Vorbild vieler anderer Hochadliger. Es handelte sich um Joseph Süß Oppenheimer, aus einer angesehenen Heidelberger Kaufmannsfamilie. Der Name Oppenheimer, der auf die Herkunft der Familie aus der Stadt südlich von Mainz verweist, ist ein typisch jüdischer Familienname (vgl. Horkheimer, Frankfurter, Friedländer, Feuchtwanger), der übrigens in der Novelle nie vorkommt. Süß ist bei jüdischen Familien weit verbreitet als Name, auch Vorname mit positiver Bedeutung („gütig, lieblich, milde“ gibt das mittelhochdeutsche Wörterbuch an), häufig auch in Verbindungen wie Süßmann oder

Süßkind (ein Minnesänger/Spruchdichter heißt Suezkint der Jude von Trimberg; der Autor Patrick Süßkind allerdings ist nicht jüdischer Abstammung, sondern stammt aus der württembergischen Ehrbarkeit). Joseph Oppenheimer war 1733 etwa 34 Jahre alt und hatte sich als Bankier und Privatfinanzier im Dienst regierender Herrschaften schon einen Namen gemacht. Jetzt wurde er (ohne auf andere Geschäftsbeziehungen gänzlich zu verzichten) Geheimer Finanzrat des Herzogs - ein staatliches Amt hat er übrigens nie übernommen, ganz bewusst. Diese Kombination Papist und Jude war wohl das Schlimmste, was Württemberg widerfahren konnte, und bot hinreichenden Grund oder auch Vorwand, sich gegen die Wünsche des Herzogs zu sperren. Oppenheimer (beileibe nicht der einzige Jude in solcher Position, Friedrich der Große z.B. hatte einen jüdischen Hoffaktor, der ihm den Siebenjährigen Krieg zu finanzieren half, v.a. durch Münzverschlechterung) erwies sich auch in der neuen Aufgabe als überaus tüchtig, manche sagen genial, und schaffte es, die zerrütteten Finanzen Württembergs zu konsolidieren (durch Methoden des Merkantilismus, einer frühkapitalistischen Wirtschaftspolitik, die an den absolutistischen Höfen aufkam: Gründung von Manufakturen, Staatsmonopolen, einer Bank ...), und gleichzeitig, die umfangreichen Bedürfnisse des Herzogs zu befriedigen - und nebenbei auch die eigene Kasse zu bedenken. Dass bei der Bevölkerung strenge Finanzregeln, neue Abgaben und Sparmaßnahmen Widerwillen erregten, versteht sich. Besonders die Beamenschaft, die den Großteil der Landschaft stellte, war erbittert: Oppenheimer besteuerte die bisher steuerfreien Beamtengehälter und führte Kontrollen für die vom Beamtenapparat durchgeführte Erhebung von Abgaben ein – dass der Entzug von Privilegien Empörung verursacht, können wir ja derzeit in Frankreich beobachten. So war Oppenheimer höchst erfolgreich (und er stellte diesen Erfolg auch zur Schau) und äußerst verhasst.

Und jetzt kam die zweite Schicksalswende: Herzog Karl Alexander starb im März 1737, wie sein Vetter und Vorgänger ganz überraschend. Dieser plötzliche Tod wurde in der erregten Atmosphäre weithin als Strafgericht Gottes aufgefasst, und jetzt richtete sich die Wut der Massen gegen den Beauftragten des Hingerafftten, den teuflischen Juden. Oppenheimer wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und in einem juristisch extrem fragwürdigen Prozess zum Tode verurteilt, was auch Historiker, die Oppenheimer gegenüber kritisch eingestellt sind, als vollkommen unangemessen bezeichnen. (Die Anklagepunkte waren verschiedenster Art, z.B. ging es um „fleischlichen Umgang mit Christinnen“, was, nach höchst peinlichen Szenen, aufgegeben wurde, weil man ja auch die Damen hätte verurteilen müssen.) Die anderen – nicht-jüdischen – angeklagten Helfer des Herzogs kamen glimpflich davon. Von einem Justizmord an Oppenheimer sprach bemerkenswerterweise als Erster der württembergische König Friedrich I. (der Dicke), anfangs des 19. Jahrhunderts. Oppenheimer trug sein Schicksal mit großer Fassung. Ihm wurde angeboten, durch Konversion zum Christentum eine Begnadigung zu erreichen. Zwei seiner Brüder hatten sich taufen lassen, er selbst hätte unter Karl Alexander nach einer Konversion in den Adelsstand

erhoben werden können. Aber wie damals lehnte er auch im Angesicht des Todes ab, betete laut das Schma Jisrael und sah sich als Märtyrer seiner Religion. Man brachte ihn an einem 35 Fuß hohen Galgen auf dem Pragsattel vor 12000 Zuschauern und 2000 Soldaten zu Tode und ließ die Leiche in einem eisernen Käfig sechs Jahre lang hängen – eine Attraktion für Touristen inklusive Bierausschank etc. Schande Württembergs! Es gab unzählige Flugblätter und Kleinschriften über das sensationelle Ereignis. Die erste literarische Behandlung der Vorgänge aber war, knapp hundert Jahre danach, die von Hauff.

Nun zu diesem literarischen Text. Wir hören den Anfang der Novelle.

### **Text 1**

Das Karneval war nie in Stuttgart mit so großem Glanz und Pomp gefeiert worden, als im Jahre 1737. Wenn ein Fremder in diese ungeheuren Säle trat, die zu diesem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekoriert waren, wenn er die Tausende von glänzenden und fröhlichen Masken überschaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Musikchöre übertönte, da glaubte er wohl nicht in Württemberg zu sein, in diesem strengen, ernsten Württemberg, streng geworden durch einen eifrigen, oft asketischen Protestantismus, der Lustbarkeiten dieser Art als Überbleibsel einer andern Religionspartei hasste; ernst, beinahe finster und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armut, worein es die systematischen Kunstgriffe eines allgewaltigen Ministers gebracht hatten.

Der prachtvollste dieser Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder *dieser* Lustbarkeiten und so vieles anderen, was nicht gerade zur Lust reizte, der Jud Süß, Kabinettsminister und Finanzdirektor, seinen Geburtstag feierte. Der Herzog hatte ihm Geschenke aller Art am Morgen dieses Tages zugesandt; das angenehmste für den Kabinettsminister war wohl ein Edikt, das ihn auf *ewig* von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freisprach. Jene unzähligen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle besserer Männer gepflanzt hatte, belagerten seine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünschen, und manchen ehrliebenden biedern Beamten trieb an diesem Tage die Furcht, durch

Trotz seine Familie unglücklich zu machen, zum Handkuss in das Haus des Juden.

Schon das Datum von Süß' Geburtstag zeigt: Der Erzähler gibt sich als Kenner der historischen Fakten. In der Tat hat Hauff recherchiert, nicht extrem genau allerdings (was wohl damals auch nicht so leicht war) – Süß war z.B. nie Minister, also Regierungsmitglied. Die Bemerkungen über den Protestantismus wirken distanziert-objektiv. Radikal allerdings erscheint die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage und der Rolle Süß', die dieser sich objektive gebende Berichterstatter abgibt: Württemberg ist in „Elend und Armut“, Süß hat es systematisch zugrunde gerichtet, er hat in unzähligen Fällen willfährigen „Kreaturen“ die Stellen „besserer Männer“ gegeben, er betreibt eine Überwachungsdictatur – wer es wagt, ihn nicht zu feiern, sich nicht zu seinem Personenkult herzugeben, muss mit schlimmen Konsequenzen rechnen. Ein Zweck der Maßnahmen, die zur ökonomischen Verschlechterung geführt haben, wird nicht angegeben, nicht einmal der der Bereicherung von Herzog und Süß – man hat den Eindruck, ein Sadist tobe sich aus, allmächtig und unangreifbar durch die Gunst des Herzogs. Das alles im einleitenden Bericht des auktorialen Erzählers, nicht etwa aus dem Mund von Betroffenen, die etwas missverstanden haben könnten.

Auffällig für uns ist der deutliche Hinweis auf die jüdische Abstammung des Finanzdirektors: „der Jud Süß“ feiert, man geht in das „Haus des Juden“. Das mag zu Hauffs Zeiten weniger anstößig gewesen sein als heute, und man mag auch in Rechnung stellen, dass Süß damals der einzige Jude in Stuttgart war, aber die Redeweise, die auch weiterhin vom Erzähler beibehalten wird, hat doch etwas Ausgrenzendes und auch Abwertendes.

Wenig später tritt diese beherrschende Person selbst ins Blickfeld.

## Text 2

Der Glanzpunkt dieses Abends war der Moment, als die Flügeltüren aufflogen, eine erwartungsvolle Stille über der Versammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, markierten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurroten Federn, auf welchen er die schwarze Maske nachlässig gesteckt hatte; es war nichts Prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitär [Edelstein], welcher am Hals die purpurrote Bajute [Kragen] von Seidenflor, die über den Domino hinabfiel, zusammenhielt. Er führte eine schlanke, zartgebaute Dame, die, in ein

mit Gold und Steinen überladenes orientalisches Kostüm gekleidet, aller Augen auf sich zog.

[...] ein nicht unbeträchtlicher Teil der Masken klatschte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauspieler sich abwenden sah. Aber allgemein schien die Teilnahme, womit man die schöne Orientalin betrachtete.

Ein selbstbewusster Mann tritt auf, er hat Prunk nicht nötig, zeigt allerdings durch den Solitär, wer er ist. Ob die purpurroten Akzente einfach persönlicher Geschmack sind oder vom Erzähler als Vorausverweis eingesetzt wurden, ist schwer zu sagen. Seine Physiognomie ist keineswegs teuflisch, sondern eindrucksvoll, eher anziehend, nur das Lauernde der Augen weist auf den misstrauischen Tyrannen. Andere Beschreibungen gehen in dieselbe Richtung. Wir hören eine davon:

### Text 3

Er gestand sich, dass das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sei, dass sogar seine Stirn, sein Auge durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponierendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbrauen da, wo sich die freie Stirn an die schön geformte Nase anschließen wollte, das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämischen Zug um den Mund nicht verbergen; und wahrhaft gräulich schien dem jungen Mann ein heiseres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.

Wir sehen: Von Natur aus (genetisch bedingt also) ist er richtig schön. Eingewirkt auf die natürliche Disposition hat die „Gewohnheit zu herrschen“, sie gab ihm das Imponierende. Aber dann kommt zweitens zur Natur noch etwas „Hämisches“ hinzu, das bis zur gräulichen Wirkung reicht. Wenn das nicht angeboren ist, wodurch ist es bedingt? Das sagt der Text nirgends. Manche Andeutungen von Süß lassen aber die Vermutung nicht abwegig erscheinen: Hämisch wurde er durch die Vorurteile und die Herabwürdigung, die er als Jude auf Schritt und Tritt erfahren hat – jetzt gönnt er es seinen Beleidigern, dass sie an den strengen Maßnahmen zu knabbern haben. Soll das mit dem abschließenden „der jüdische Minister“ angedeutet sein? Oder ist das hier nun einfach abwertend: So hämisch lacht ein Jude?

Wie dem auch sei, er ist jedenfalls ein gnadenloser Presser, das ist der bleibende Tenor. Zweimal jedoch gibt es Äußerungen von ihm, die aufhorchen lassen. Als ihm

jemand keck, unter dem Schutz der Narrenfreiheit, vorwirft, er mache seine Freunde reich, antwortet er: „Nun, dann muss ganz Württemberg mein Freund sein, denn ich mache es reich.“ Was heißt das? Er erhebt den Anspruch, durch seine rigorosen Maßnahmen die Finanzen des Landes zu sanieren! Und später ruft er aus, er sei den Herren von der Landschaft missliebig, „weil die Herren nicht rechnen können; verstanden sie das Einmaleins so gut wie ich, sie würden sehen, was dem Land frommt.“ An zwei vereinzelt Stellen also hören wir, nicht vom Erzähler, sondern von Süß selbst, was die modernen Historiker sagen: Süß' Maßnahmen waren klug und erfolgversprechend, aber natürlich zum Teil schmerzlich und den Traditionalisten unverständlich. Ein merkwürdiger Sachverhalt: ein tyrannischer Blutsauger, dem aber zugestimmt wird, dass er von Natur aus schön ist, und der überzeugt ist, das Vernünftige und dem Allgemeinwohl Dienliche zu tun.

Süß führt bei seinem ersten Auftritt eine schöne Dame in prächtigem orientalischem Kostüm mit sich. Und damit beginnt nach der Zustandsbeschreibung die Handlung. Zunächst hören wir drei junge Männer sich über die Unbekannte unterhalten, im munteren Studentenjargon mit vielen lateinischen Floskeln, denn alle waren einmal Mitglieder einer bestimmten Verbindung. Das ist anachronistisch – das Verbindungswesen gab es 1737 noch nicht, und der „Amizistenorden“, dem sie angehörten, wurde erst 1770 gegründet. Aber dem studentischen Jargon billigt der begeisterte Burschenschafter Hauff offenbar einen großen Unterhaltungswert zu, und vor allem hat das Verbindungswesen für sein Publikum des frühen 19. Jahrhunderts, in der Zeit der Restauration, des Burschenschaftsverbots, etwas von freiheitlichem Geist an sich. In der Tat sind die drei nach dem Studium nur mit Bedenken, angesichts der Verhältnisse, in den württembergischen Dienst getreten, als Soldat oder als Verwaltungsbeamter. Also bei aller Heiterkeit eine regierungskritische, potentiell widerständische Gruppe – wie sich bestätigen wird.

Von den dreien wird nur einer eine größere Rolle spielen, ein „Kapitän“ - im militärischen Sinne – namens von Reelzingen, der als Offizier neben dem studentischen auch den französisierenden soldatischen Jargon draufhat. Aber noch wichtiger ist ein vierter Jüngling, der sich in prachtvoller orientalischer Verkleidung nähert (wir erinnern uns an das Kostüm von Süß' Begleiterin, sogar der Stoff ist ähnlich), aber bald als Gustav Lanbek, Sohn des Landschaftskonsulenten Lanbek, erkannt wird, auch er alter Amizist, jetzt Dr. iur. und Aktuar, also Verwaltungsbeamter ganz am Anfang der Karriere (die er skeptisch sieht – höhere Ämter muss man erkaufen, das Sagen haben „Juden und Judenchristen“, d.h. Anhänger Süß'), ein blonder Mann „von hoher Schönheit“ und kraftvollem Gang, ungepudert – ein Sympathieträger also von deutscher Art und bürgerlich-oppositioneller Einstellung. Und ausgerechnet dieser Prototyp eines bürgerlichen Württembergers weiß, wer die Dame neben Süß ist: Seine Schwester Lea (eine von Hauff erfundene Figur von entscheidender Handlungsfunktion). Der Kapitän ahnt: Da ist jemand im Begriff, eine Riesendummheit zu machen.



Es gibt ein politisches Zwischenspiel: Zwei als Bauern verkleidete Teilnehmer - wie wir später erfahren, ist der eine Gustavs prominenter Vater - greifen Süß, der am Spieltisch um hohe Summen spielt, im Schutz der Narrenfreiheit mit zynischen Vorwürfen an; Süß erträgt das lange gelassen, dann aber, bei dem Stichwort „katholisch werden“ (was wir noch nicht verstehen) platzt er und wird nur von der maskierten Menge daran gehindert, die beiden verhaften zu lassen. Man sieht: Die „Landschaft“ gibt nicht klein bei, sie hat Mut und und findet Resonanz.

Zurück zu Gustav: Der Kapitän hatte recht vermutet, Gustav, der Landschaftskonsulentensohn, hat eine Beziehung zur Schwester Süß'. Er hat das so überaus schöne, traurig einsame Mädchen am Gartenzaun kennen und lieben gelernt – der Garten seines Vaters und der von Süß grenzen aneinander. (Wir erinnern uns: Hauff greift hier auf seine Familiengeschichte zurück.) Und die naive und weitgehend isoliert lebende junge Jüdin hat sich Hals über Kopf in den Jüngling verliebt, der sie ganz anders behandelt, als sie es von Christen gewohnt ist. Jetzt ergreift Gustav die Gelegenheit des turbulenten Balles, sich in einem vorbestellten *Chambre séparée* mit seiner „Charmante“ zu treffen (als Anstandsdame ist die Amme Sara dabei) und bei einem Imbiss „recht viel zu plaudern“ (wobei sie ihn siezt, er sie duzt). Es zeigt sich, dass sie nicht die geringste Ahnung von der Stellung ihres Bruders und von den Widerständen gegen ihn hat, sie erträumt sich ganz unbefangen eine Zukunft an der Seite Gustavs. Eine Romeo-und-Julia-Geschichte also? Keineswegs. Gustav schwärmt zwar überschwänglich von ihrer orientalischen Schönheit: „So denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet“, Lea hat „den Zauber Rahels“ – sie ist aber, wie die Formulierungen zeigen, für ihn immer die Jüdin, und er hat entschieden nicht die Absicht, eine Jüdin zu heiraten. Das erklärt er bald darauf Süß (und später seinem Vater). Seine „angesehene Familie“, erklärt der Erzähler, die Angst vor dem dominierenden Vater, die „Furcht vor Schande“ und die „Vorurteile“ gegen die Juden (die auch er selbst hat) schließen für ihn bei aller heißen Liebe eine solche Verbindung völlig aus.

Man muss nun fragen - und Gustav wird das später auch von seinen Schwestern gefragt : Wenn das so ist, warum lädt er sie zum Rendezvous und belässt es nicht bei den netten Gartenzaun-Plaudereien? Ist er ein Schwenenöter, der das unwissende Kind als Geliebte missbrauchen will? Das passt kaum zu dem doch aufrechten Charakter, den der Jüngling aus der Ehrbarkeit sonst an den Tag legt. Die Schwestern greifen, in jener späteren Auseinandersetzung, auf der Suche nach einer Erklärung zu dem Stichwort Eitelkeit – die schwärmerische Verehrung von seiten des Mädchens, das er ja tatsächlich auch liebte, schmeichelte ihm so sehr, dass er der Stimme der Vernunft sein Ohr verschloss. (Und immerhin war ja die Amme dabei). Man mag sich trotz dieses Motivationsversuchs fragen, ob die Konstruktion besonders glücklich ist – genau sie ist aber das Herzstück der Novellenhandlung.

Das Rendezvous wird durch einen Tumult vor der Tür unterbrochen, Polizei streitet sich mit Gustavs energischem Vater, als aber der wieder maskierte Gustav dazu-

kommt, wird *er* verhaftet – den „Sarazenen“ hatte die Polizei gesucht. Gustav wagt nicht, sich zu erkennen zu geben, denn seine Angst vor dem Vater ist größer als die vor Süß.

Auch nach einer Nacht in der Hauptwache ist sein erster Gedanke, was wohl der Vater denken wird, wenn er nicht zum Frühstück erscheint. Aber dann wird es wirklich ernst: Süß persönlich tritt ein. Er weiß von der Beziehung zu Lea, nur deswegen habe er Gustavs Vater auf dem Fest nach seinen provozierenden Äußerungen nicht verhaften lassen. Und er geht selbstverständlich davon aus, dass die beiden heiraten, ist er doch, wie schon Lea Gustav versichert hat, liebevoll um das Wohlergehen seiner Schwester besorgt. Auch politisch wäre ihm die Verbindung mit dem Sohn seines Hauptgegners hochwillkommen, die diesen bei seinen Leuten vollkommen diskreditieren würde. Der Religionsunterschied sei kein Problem. Und nun sein Trick: Er ernannt Gustav zum Expeditionsrat, befördert ihn damit auf einen Schlag um vier Stufen nach oben (was normalerweise mit einer enormen Summe bezahlt werden müsste). Lehnt Gustav ab, wird er als Mädchenverführer vor Gericht gebracht (und sein Vater kommt ins Gefängnis). Lehnt er nicht ab, gilt er allgemein als Freund des Finanzdirektors, ein Horror für ihn und seinen Vater. Vierzehn Tage hat Gustav Zeit, die Dinge zu regeln, d.h. bei Süß um Leas Hand anzuhalten. Nach Süß' Abgang ist Gustav so verzweifelt, dass er an Selbstmord denkt. Der Kapitän, der als Kommandeur der Hauptwache alles mitbekommen hat, verflucht seine Freundschaft mit Gustav, falls er das Angebot annimmt, und stößt dunkle Drohungen gegen Süß' Herrschaft aus (ein Cliffhanger, einer von einer ganzen Anzahl, die Hauff in der Novelle einsetzt).

Zu Hause erzählt Gustav dem Vater (den er siezt) kein Wort von Lea, sondern nur von der Ernennung, die Vater Lanbek als Falle für sich selber deutet. Wir erleben dann eine große Lagebesprechung mit dem hinzugekommenen Obristen von Röder, einem Gesinnungsgenossen des Landschaftskonsulenten: Lanbek hat durch einen Brief erfahren, dass Süß vorhat, im Zusammenwirkung mit dem Bischof von Würzburg und anderen ausländischen Mächten Württemberg katholisch zu machen (jetzt verstehen wir die Szene am Spieltisch) und die Landschaft zu entmachten. Das heißt, der „hergelaufene Jude“ will „die Grundpfeiler unseres Glücks“, Religion und Verfassung, „mit *einem* Schlag umstürzen“. Und der Herzog? Von dem ist ein Einschreiten nicht zu erwarten, denn er werde von Süß „aufs arglistigste getäuscht“. Herzog Karl Alexander wird hier und auch im Folgenden als heldenhafter Feldherr gesehen, dem man verzeihen müsse, wenn er sich für Zivilangelegenheiten nicht interessiert. Die Schuld wird also völlig auf Süß und seine Anhänger konzentriert – und der Herzog wird nicht etwa als bornierter militärischer Fachidiot abgewertet (der er bei dieser Sachlage ja wäre), sondern von den konservativen Württembergern entschuldigt.

Und jetzt erfahren Gustav und der Leser, was schon mehrfach dunkel angedeutet wurde: Die Patrioten (Bürgerliche, aber auch Adlige wie von Röder und der Kapitän von Reelzingen) wollen während einer Auslandsreise des Herzogs zum bewaffneten

Aufstand gegen Süß und seine Clique schreiten. Der verblüffte Gustav wird in die Plannungen eingeweiht und in die Verschwörung aufgenommen.

Was wird nun mit Lea? Gustav, hin- und hergerissen von der Angst vor der Schande auf der einen und dem Zauber der schönen Israelitin auf der anderen Seite, verabredet sich mit ihr an der gewohnten Stelle, am Gartenzaun, an einem kalten, nebligen Abend. Sie würde lieber ins Haus gehen, sie sieht sich und Gustav ja als verlobtes Paar, duzt ihn jetzt und wundert sich, dass Gustav sich so gar nicht nach Bräutigam anhört.

#### Text 4

„Lanbeck, ich weiß gar nicht, wie ich dich verstehen soll; du bist so kalt, so gespannt; [...] ich weiß doch nicht, vor wem man sich so sehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem solchen Verhältnis steht? [...] Ich bin nur froh, dass du nicht Katholik bist, da wäre es nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid doch eigentlich so gut Ketzer wie wir Juden.“

„Lea! Um Gottes Willen, frevle nicht!“ rief der junge Mann mit Entsetzen [...].

„Ach, geh doch!“ erwiderte Lea. „Dass ich es wagte, mein verhasstes Volk neben euch zu stellen, bringt dich auf. Aber sei nicht bange, mein Bruder, sagen die Leute, kann alles, er wird uns gewiss helfen. [...] Doch eine Bitte habe ich, Gustav, willst du mich nicht bei den Deinigen einführen? [...]“

Der unglückliche junge Mann war unfähig auch nur *ein* Wort zu erwidern; seine Gedanken, sein Herz wollten stille stehn.

Da aber ertönt eine tiefe Stimme hinter Lea und gleich darauf eine andere hinter Gustav: Die beiden großen Kontrahenten Süß und der alte Lanbek nähern sich jeweils aus dem eigenen Haus dem jungen Paar. Und jetzt erst bekommt Lanbek mit, dass es eine Beziehung zwischen seinem Sohn und der Schwester seines Nachbarn gibt und dass sie der Grund für die Verhaftung Gustavs war. Während er zunächst Süß gegenüber widerwillig die Form gewahrt hat, rastet er jetzt aus: „Schandbube!“ nennt er den Sohn, und der „Jungfer Süßin“ ruft er zu, sie solle nie wieder mit seinem Sohn, „dem Sohn eines ehrlichen Christen“, ein Wort wechseln. „Und wäre Ihr Bruder König von Jerusalem, es würde meinem Hause dennoch keine Ehre sein.“ Hier bricht sich offener Antisemitismus Bahn, aus dem Mund einer Figur wohlgemerkt, allerdings einer sehr respektablen.

Im Hause Lanbek läuft danach eine höchst erregte Szene ab, dem Sohn wird Verstoßung, Enterbung, Verfluchung angedroht, der wiederum bietet an, sich umzubringen, um das Problem radikal aus der Welt zu schaffen. Die beiden Töchter verschließen dem rabiaten Vater mit Küssen den Mund, und schließlich beruhigt er sich und versöhnt sich mit Gustav, der ja doch (wir haben es schon gehört) durch Eitelkeit verblindet war, der feierlich erklärt, nie an eine Verbindung mit Lea gedacht zu haben, und der versprechen muss, sie nie wieder aufzusuchen (was ihm schier das Herz zerreißt). Was alle vier eint, ist die Angst davor, was nach Ablauf der 14-Tage-Frist geschehen wird, an die Süßsoeben beim Zaun süffisant erinnert hat. Am Ende äußert Käthchen, die Jüngere, sogar Verständnis für ihren Bruder, weil Lea so schön sei wie keine, die sie je gesehen habe. Aber Hedwig, die ältere Schwester, weist sie zurecht: „Mag sie sein, wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin.“ Lea ist also nicht nur als Tochter des verhassten Finanzdirektors unakzeptabel, sondern einfach schon als Jüdin – sagt eine Figur, immerhin ein, wie es heißt, „ruhiges und vernünftiges Mädchen“ (auch wenn das spontane und gefühlsbetonte Käthchen sympathischer wirkt).

Die beiden Mädchen spielen auch im Folgenden eine erzähltechnische Rolle: Der Kriegsrat der Verschwörer, der jetzt im Hause Lanbek stattfindet, wird aus der Perspektive der heimlich lauschenden Töchter berichtet – ein heiterer Akzent vor dem Ernst der bevorstehenden Ereignisse. (Hedwig hat Angst, sie müsste, falls die Katholisierung durchkommt, Nonne werden; beide haben unter den Verschwörern einen Favoriten, den lustigen Kapitän von Reelzingen und [von Blankenberg,] einen anderen von den Amizisten – beide Paare kriegen sich am Schluss!)

Im Gegensatz zu diesem heiteren Intermezzo steht eine ernsthafte, geradezu pathetische Geschichtsreflexion, mit der der Erzähler, man darf sagen: in der Hauff die historische Bedeutsamkeit des Moments unterstreicht. Darin heißt es:

### Text 5

Die Geschichte [...] gedenkt mit Liebe einiger Männer, die sich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbnis hinreißen ließen, die ahneten, es müsse anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Änderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelassenheit die Sache ihres Landes führten, als *ein Höherer* es übernommen hatte, einen unerwartet schnellen Wechsel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen schloss und ein tapferes Herz stillestehen ließ.

Hier werden die patriotischen Rebellen in den Rang mythischer Helden erhoben – auch ohne das Eingreifen einer „höheren“ Macht, d.h. den Tod des Herzogs, hätten sie die Geschichtswende herbeigeführt. Der Herzog wird geradezu angehimmelt

(„zwei feurige Augen“, „ein tapferes Herz“); er hätte den erfolgreichen Aufstand, sobald ihm von den treuen Bürgern die Augen geöffnet worden wären, zweifellos gebilligt. Süß ist der Schuldige, und er wird im Folgenden wieder als bitterböser Sadist charakterisiert, der das Land bewusst ins Elend führt.

Die Erzählung selber ist nicht so undifferenziert wie dieser ideologische Einschub. Obrist Röder, eine zentrale Figur der Verschwörung, ist bei aller Tapferkeit ein Mann zweifelhafter Sitten, ein lutherischer Prälat, der auch dabei ist, wird als Karikatur vorgeführt: er kommt kaum die Treppe hoch, seine Prälatenkette ruht „gerade auf dem Magen“, seine Züge sind „verwittert“.

Ein Beschluss der Versammlung ist, dass Gustav nicht mitkämpfen, sondern sogleich fliehen soll, weil er, wenn er hier bleibt und nicht schleunig die Verehelichung mit Lea in die Wege leitet, akut gefährdet ist. Und Lanbek ergänzt: „Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag.“ Gustav reitet also mit dem soldatischen Freund Kapitän von Reelzingen los, in Richtung Ludwigsburg, um dann über die Landesgrenze nach Öhringen zu gelangen.

Jetzt, kurz vor der großen Schicksalswende, greift der Erzähler zu einem neuen Genre, der Schauerromantik. „Sagen“ werden zitiert, die es über Gustavs und von Reelzingsens nächtlichen Ritt gebe: Ein längst verstorbener Pfarrer wandelt umher und bringt die Menschen in den Ortschaften dazu, zu beten und zu singen, ein Bettler mit teuflischen Zügen hält die beiden Reiter auf. So eingestimmt auf das Walten „höherer Mächte“ erlebt man die entscheidende Szene: Zwei Reiter kommen im Galopp entgegeng, Süß und der ihn verfolgende Obrist von Röder, der ihn anschreit: „Halt, Jude, oder ich schieß dich mitten durch den Leib.“ Der Erzähler zitiert ein volkstümliches Verslein über diesen Moment: „Da sprach der Herr von Röder: Halt oder stirb entweder!“ Als Gustav warnt, der Herzog werde über diese Behandlung seines Günstlings zornig werden, erfahren er und der Leser, was geschehen ist: Der Herzog, der auf seiner Reise zunächst nur bis Ludwigsburg gelangt ist, sei, bislang gesund und kräftig scheinend, vor einer Viertelstunde im Bett „am Schlag“ gestorben. „Friede mit seiner Asche! Er war ein tapferer Herr“, urteilt Röder (erneut); er will ohne Rücksicht auf die Rechtslage Süß daran hindern, in Stuttgart mit der Herzogin „Maßregeln zu treffen“. „Jetzt hat dein Reich ein Ende, Jude“, herrscht er den protestierenden Süß an und kommandiert den Kapitän und Gustav, Süß nach Stuttgart zu eskortieren und bei einem Fluchtversuch bedenkenlos zu erschießen. „Oh, ewige Vorsicht!“, ruft Gustav und nimmt damit die Interpretation vorweg, mit der ganz Württemberg diesen Todesfall aufnehmen wird: Die göttliche „Vorsicht“ (wir sagen: Vorsehung) hat dem Schreckensregiment des Juden ein Ende gesetzt. Aber dann fällt ihm noch etwas anderes ein: Was wird jetzt aus Lea?

Er wird sie noch einmal sehen. Zunächst aber bekommt er eine Aufgabe: Als die Verhältnisse durch den Administrator, den nächsten Verwandten Karl Alexanders, neu geregelt werden (sehr milde gegen die „christlichen“ Parteigänger von Süß), wird Gustav als „trefflicher Jurist“ in die Kommission berufen, die den Prozess gegen Süß

zu führen hat, zum Stolz seines Vaters, zum eigenen großen Missfallen. Er verhört Süß im Kerker auf dem Hohenneuffen, sachlich und korrekt trotz der empörenden Behandlung, die er von ihm erfahren zu haben glaubt. Am Ende bittet ihn der Gefangene, zerlumpt und in Ketten, der Schwester „ein Almosen zu geben“ – sie sei, von rohen Menschen „auf die Straßen gestoßen“, völlig mittellos – „sie war ja eine Jüdin und verdiente also kein Mitleid“. Aber erst nach mehr als einem halben Jahr – im Prozess sind grauenhafte Dinge über Süß zur Sprache gekommen – führt Gustavs gutherzige Schwester Käthchen ein verschleiertes Mädchen zu ihm – es ist Lea, bleich und abgemagert, geradezu gespenstig. Sie bittet nicht um materielle Hilfe, sondern fleht Gustav an, ihren Bruder nicht sterben zu lassen. Konkret geht es um den Brief, aus dem die Pläne zur Katholisierung Württembergs hervorgingen – ihn soll Gustav verbrennen. Auch Käthchen fleht mit, die Szene geht zu Herzen.

### Text 6

Lea [...] fasste seine Hand, drückte sie stürmisch an ihr Herz, zog sie zärtlich an ihre Lippen. „Er will!“ rief sie entzückt; „oh, ich wusste es wohl, er ist edel; er will sich nicht wie die andern an dem Unglücklichen rächen, der ihn einst beleidigt hat, er lässt ihn nicht sterben, belastet mit Sünden, er lässt ihn leben und fromm und weise werden. [...]“

„Nein – nein – es ist nicht möglich!“ sprach [*Gustav*] Lanbeck mit tiefem Schmerz. „Sieh, Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Gott! Meinen guten Namen! Es ist nicht möglich! Sie wissen um den Brief, einige haben ihn gelesen und – morgen soll ich ihn vortragen. [...]“

Also ein tragischer Konflikt. Aber auch Käthchen stimmt dem Bruder zu, und am Ende sogar Lea selbst, wobei nicht ganz offensichtlich ist, wie viel todtraurige Ironie in ihren letzten Worten mitschwingt. Von der angebotenen Hilfe will sie wenig Gebrauch machen, sie deutet an, welcher Ausweg aus ihrem bitteren Los ihr vorschwebt: Sie wird, erfahren wir später, freiwillig „ihren Tod im Neckar“ finden. Jetzt aber ist ein „Blick voll Liebe“ das Letzte, was Gustav von ihr wahrnimmt.

Von ihm selbst erfahren wir am Ende, dass er zeitlebens unverheiratet geblieben sei, ja, nach dieser Zeit „nie wieder gelächelt“ habe, kalt und verschlossen gewesen sei, allenfalls interessiert an gewissen metaphysischen Fragen (man wird an Schuld und schicksalhafte Verstrickung denken), ein Mann, der sich nach einem großen Unglück „nicht mehr an das Glück gewöhnen“ mochte. So endet die „private“ Handlung.

Der Verlauf des Prozesses wird von Hauff vollständig übergangen. (So vermeidet er es, Gustavs Anteil an diesem unglaublichen Skandal erörtern zu müssen.) Über das Todesurteil aber und die monströse Hinrichtung fallen unerwartet kritische Sätze:

### Text 7

Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte, und seine Strafe sind gleich auffallend und unbegreiflich, zu einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Zivilisation und Aufklärung hinter sich gelassen [...].

Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schmachlichsten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, [...] der, wenn er auch nicht die Tat entschuldigt, doch ihre Notwendigkeit darzutun scheint. „Er musste [...] nicht so wohl für seine eigenen schweren Verbrechen als für die Schandtaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen sterben.“ Verwandtschaften, Ansehen, heimliche Versprechungen retteten die anderen, den Juden – konnte und mochte niemand retten, und so schrieb man [...], „was die übrigen verzehrt hatten, auf *seine Zeche*“.

Jetzt ist Süß zwar immer noch schuldig, aber ein „unglückliche(r) Mann“. Ein Gegensatz zwischen Aufklärung und Barbarei wird statuiert, und die Todesstrafe gilt als „schmählichste Barbarei“ in eigentlich schon aufgeklärter Zeit. (Der Irrealis ist unsinnig, soll nur die harte Aussage rhetorisch abmildern.) Der Grund für die Kapitalstrafe ist, dass die Verbrechen anderer dem Juden angerechnet werden – der „Jude“ ist jetzt ein bedauernswerter Außenseiter ohne den Schutz der Seilschaften, Familien und sozialen Gruppen. Zu diesen aus der Schusslinie gezogenen Schuldigen gehört übrigens der Herzog – ganz im Gegensatz zu seiner Einschätzung bei den Patrioten der Landschaft, die wir bisher gehört haben. Der Administrator sieht sich nämlich genötigt, „widrige Nachreden und ungleiche Urteile über den hochseligen Herrn“ bei Strafandrohung zu untersagen, d.h. es *gab* jetzt im Volk solche Nachreden gegen den Herzog.

Hier sind noch zwei Stellen nachzutragen, die ebenfalls aus der Perspektive des aufgeklärten, über die vergangene Epoche urteilenden Erzählers gesprochen sind. Als Gustav Süß gegenüber beteuert, dass er Lea trotz seiner heißen Liebe auf keinen Fall heiraten wolle, wird das, außer mit der Angst vor Vater, Familie und Gesellschaft, so begründet: „so tief eingewurzelt (waren) damals noch die Vorurteile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams“. Auch hier die aufklärerische Wendung gegen Vorurtei-

le, auch hier das Mitleid gegen die ausgegrenzten Juden. Und schließlich heißt es in der bewegten Familienszene, wo Gustav, innerlich zerrissen, erneut seiner Liebe abschwört: „er schauderte über dem Fluch, der einen heimatlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte.“

Nachdem nun das Werk vorgestellt ist, muss die Frage gestellt werden: Ist es antisemitisch, wie von manchen behauptet wird? Ist die Novelle auch darin eine passende Vorlage für Harlans Film? Nach den zuletzt angeführten Stellen ist man geneigt, die Frage rundweg zu verneinen. Aber warum nennt Feuchtwanger Hauffs Erzählung „naiv-antisemitisch“, warum spricht ein Germanist (namens Düsterberg) im Jahre 2000 von „Hauffs ‚opportunistischer‘ Judenfeindschaft“ (d.h. Judenfeindschaft, um beim weithin antisemitischen Publikum anzukommen, eine Auffassung, die er vor allem aus anderen Werken Hauffs ableitet, aber auch für den „Jud Süß“ aufrechterhält)? Richtig ist: Süß ist in der Novelle aufs Ganze gesehen ein Bösewicht, der das Land (jedenfalls wesentliche Teile der Bevölkerung) ins Unglück gestürzt hat, und nicht einmal so sehr, um sich zu bereichern, sondern, wie oft angedeutet wird, aus Grausamkeit. Dass das mit seiner jüdischen Abstammung zu tun hat, wird nicht ausdrücklich gesagt, aber dass Süß ständig als „der Jude“, „der jüdische Minister“ etc. bezeichnet wird, auch vom Erzähler (man denke auch an den Titel „Jud Süß“), legt einen solchen Zusammenhang nahe. Und an mehreren Stellen wird das Judentum explizit abgewertet, gesellschaftlicher Kontakt mit Juden grundsätzlich abgelehnt – dies geschieht zwar nur aus dem Mund von Figuren, aber unter diesen sind württembergische Patrioten (der alte Lanbek, Obrist von Röder), und die werden in einem Exkurs des Erzählers als Helden und Retter des Landes glorifiziert.

Es bleibt nichts übrig, als zu konstatieren: Das Werk ist in dieser Hinsicht nicht einheitlich. Ich deute den Sachverhalt so: Hauff schrieb eine historische Novelle auf der Basis der noch lebendigen Überlieferung (man denke an die „Sagen“, die er anführt, und das offenbar noch tradierte Sprüchlein „Da sprach der Herr von Röder ...“), er übernahm also als „Grundfarbe“ die Wertung Süß', wie sie in dieser Überlieferung enthalten ist, angefangen mit den Moritaten und Flugschriften nach der Hinrichtung: Süß war ein monströser Bösewicht. Damit verband Hauff die patriotisch-württembergische Haltung seiner Familie, zu der die Hochschätzung der „Landschaft“ und ihrer konservativ-antijüdischen Exponenten gehörte. Dabei aber konnte ein aufgeklärter Schriftsteller 1827 nicht bleiben, in einer Zeit, wo selbst der württembergische König von einem Justizmord an Süß sprach und wo erste Schritte zur Gleichstellung der Juden getan wurden. (Die ersten Gesetze dazu wurden 1828, ein Jahr nach Erscheinen des Werks, erlassen, das Verbot von Mischehen wurde allerdings erst 1871 aufgehoben.) So ließ er in den von der Überlieferung bestimmten Erzählstrom eine Serie von Einzelstellen einfließen, die wenig zu diesem passten: die soeben zitierten explizit judenfreundlichen Äußerungen, Süß' Bemerkungen, aus denen seine



Überzeugung deutlich wird, dass seine Maßnahmen zum Besten des Landes dienen, Klagen über die Diskriminierung der Juden aus Leas und Süß' Mund u.a. Darüber, dass die so entstehenden Unebenheiten nicht ausgeglichen wurden, braucht man sich nicht zu wundern, wenn man bedenkt, wie rasch das Ganze produziert wurde und dass Hauff keinen Lektor hatte – er war ja selber der Chefredakteur.

Gegen den Vorwurf des Antisemitismus darf man anführen: Im ganzen Werk kommen genau zwei jüdische Personen vor - die eine herzensgut (wenn auch weltfremd und naiv, was ja kein Charakterfehler ist), die andere grundböse, aber auch das so, dass Einzelstellen diese Beurteilung unsicher erscheinen lassen. Daraus lässt sich kein Rassenurteil ableiten! Die von Antisemiten so oft bemühte jüdische Physiognomie (lange Nase, stechender Blick etc.) spielt keine Rolle: Süß ist von Natur (also genetisch) ausgesprochen schön, seine Schwester wunderschön. Das an ihm kritisierte Vorgehen wird nie mit typisch jüdischen Verhaltensweisen begründet („er beutet aus, weil Juden ja immer gierig sind“) – das einzige jüdische Stereotyp, das vorkommt, ist ein positives: Jüdinnen sind oft von hinreißender orientalischer Schönheit. So muss man m.E. die Novelle, auch wenn die aus der Tradition überkommene Antipathie gegen die Juden weithin spürbar ist, vom Vorwurf des rassistischen Antisemitismus freisprechen.

Was hat Hauff nun an den berüchtigten Film vererbt, den Veit Harlan 1940 unter lebhafter Teilnahme Goebbels' als „ersten Großfilm über jüdische Weltgefahr“ gedreht hat? (Zum Auffinden des Films im Internet siehe die Angaben am Ende.) Dass die Figurenkonstellation auf die der Novelle zurückgeht und dass einzelne Szenen der Novelle auch im Film auftauchen, ist unverkennbar, aber man merkt, dass das Drehbuch viele Stadien der Überarbeitung durchgemacht hat – nichts ist wirklich genau übernommen. (In der Szene am Spieltisch z.B. ist es nicht der vermummte alte Landschaftskonsulent, sondern der unverkleidete junge Aktuar, der Süß grimmige Vorwürfe macht, noch provozierendere als bei Hauff.)

Selbstverständlich musste die Figur der Lea, der warmherzigen und toleranten Jüdin, gestrichen werden. Die Liebe des jungen Süß-Gegenspielers (er heißt jetzt Faber) ist aber auch im Film zentral und konfliktträchtig. Er ist verlobt und dann auch vermählt mit der blonden, germanisch-lieblichen Dorothea (auch: Dorle), der Tochter des knorrigen Landschaftskonsulenten (der im Film Sturm heißt), dessen Sekretär Faber ist. Das Vater-Sohn-Verhältnis wurde also zur Schwiegervater-Schwiegersohn-Beziehung. Wo liegt jetzt das Problem der Liebesbeziehung? Süß verliebt sich in Dorothea, hält bei ihrem Vater um sie an, der lehnt schroff ab (nicht nur, weil sie schon vergeben ist – er lässt auch in dieser veränderten Konstellation seiner antijüdischen Einstellung freien Lauf: „Meine Tochter wird keine Judenkinder zur Welt bringen.“) und arrangiert noch in der Nacht eine Blitzheirat der beiden Verlobten. Der gekränkte Süß lässt nun, als der Aufstand ausgebrochen ist – der wird also nicht nur geplant, wie in der Novelle, sondern läuft schon an mit Zusammenrottungen des

Volks – den Alten verhaften, den Jungen foltern und erpresst das schöne Mädchen (sie hört die Schmerzensschreie ihres gefolterten Mannes), ihm zu Willen zu sein. Dorothea sucht zutiefst verletzt und beschämt den Tod im Wasser, wie Lea. (Eine Paraderolle für Harlans Frau Kristina Söderbaum, die man ja als „Reichswasserleiche“ titulierte.) Es wird also, anders als bei Hauff, eine konkrete Untat Süß' vorgeführt, und zwar auf einem Gebiet, das für die Nazis von großem Interesse war, es genügen die Stichworte „geiler Jude“ und „Rassenschande“. Beim Prozess am Ende ist diese „fleischliche Vermengung“ mit einer Christin der entscheidende Grund für das Todesurteil, gegen die Historie und gegen Hauff. (In diesem Punkt stimmt der Harlan-Film mit der Feuchtwanger-Verfilmung von 1934 – nicht mit dem Roman selbst – überein. Diese britische Version hat auch sonst, filmisch-szenisch, einen gewissen Einfluss auf Harlans Film ausgeübt.)

Eine wesentliche Änderung liegt auch darin, dass es im Film nicht nur zwei jüdische Figuren gibt (eine lieb und gut, die andere pauschal gesehen böse), sondern mehr: einen Sekretär Süß', einen Rabbi u.a. Und alle fünf jüdischen Sprechrollen (darunter auch eine Frau) werden vom selben Schauspieler dargestellt, von niemand geringeren als dem großen Werner Krauß, und, anders als der elegante Süß, jüdeln sie alle massiv, sind äußerlich deutlich als Juden zu erkennen, verhalten sich schmierig-widerlich. Was bringt dieser Kniff? Die Juden sind alle irgendwie ähnlich, es soll gezeigt werden, dass die verschiedenen jüdischen Typen „alle aus einer Wurzel stammen“, dass „der Jude ein ganz anderer Mensch ist“ als der Arier.

Wie können Juden in Württemberg auftreten, wo sie sich doch seit Eberhard im Barte nicht ansiedeln durften? (Einzelne Ausnahmen wie Süß waren möglich.) Die vielleicht wichtigste Hinzufügung im Film ist die Aufhebung der Judensperre. Schon ganz am Anfang, als Süß, noch im Ghetto, Kaftan und Bart ablegt, zum Modekavalier wird und deswegen Kritik von seinen Glaubensgenossen erfährt, sagt er: „Ich öffne die Tür für euch!“ Tatsächlich erwirkt er dann beim Herzog, dass Juden nach Württemberg ziehen dürfen. Es wird gezeigt, wie ein großer Treck von ärmlichen, deutlich jüdisch aussehenden Leuten mit Leiterwagen und Gepäck bei hebräischem Singsang durchs Stadttor von Stuttgart ziehen. Berichte von der Aufführung des Films teilen mit, dass gerade bei dieser Passage sich im Zuschauerraum besondere Empörung bemerkbar gemacht habe. Goebbels ließ eigens aus Osteuropa 120 Juden, die ausgeprägt semitisch aussahen, als Komparsen holen (nach Prag, denn die Szenen mit diesen Leuten durften nicht in Deutschland gedreht werden). - Wenn also im Film davon ausgegangen wird, dass jetzt Juden in Württemberg leben, gab dies die Möglichkeit, Jüdisches vorzuführen, z.B. einen Gottesdienst in der Synagoge, der auf orientalisch-fremde, chaotisch-wilde, am Ende bedrohliche Wirkung angelegt ist. Süß deutet seinen Glaubensgenossen gegenüber auch Weltherrschaftsperspektiven an – die Juden nicht als offizielle Herrscher, aber als bestimmende Macht im Hintergrund, wie Süß bei Karl Alexander. Der politische Einfluss jüdischen Kapitals wird auch schon konkret vorgeführt: Gegen den Aufstand will Süß Truppen von Würzburg ordern – bei Hauff

kam Würzburg nur im Zusammenhang mit der angeblich geplanten Katholisierung Württembergs ins Spiel, ein Aspekt, den der Film weglässt -, und die jüdische Gemeinde bringt dafür eine riesige Summe auf. Für den Schluss des Films bestand Goebbels darauf, dass Süß, anders als im ursprünglichen Drehbuch, wo er schweigend stirbt bzw., in Harlans Fassung, seinen Feinden flucht, dem Tod als Feigling begegnet, kläglich um Gnade winselt (völlig im Gegensatz zum historischen Süß; bei Hauff wird das Thema nicht behandelt). Unmittelbar danach wird die Erneuerung des Judenbanns verkündigt und der Nachwelt empfohlen, unbedingt an ihm festzuhalten, auf dass ihr viel Leid erspart bleibe.

Wir sehen: Alle spezifisch aufhetzenden, das Juden-Zerrbild der Nazis illustrierenden Elemente des Films sind neu hinzugefügt, Hauff ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Ob man es ihm übel nehmen soll, dass er die Geschichte des verhassten Juden überhaupt in die literarische Welt eingeführt und dabei der traditionellen Judenabwertung einigen Raum zugestanden hat, mag jeder Leser selbst entscheiden.

Dr. Gerhard Vogt, 17. Februar 2020

Der **Film „Jud Süß“ von 1940** (Regie Veit Harlan, in der Titelrolle Ferdinand Marian) ist ein Vorbehaltsfilm, d.h. er darf nur unter bestimmten Bedingungen gezeigt werden. Er ist aber im Internet leicht abzurufen, beispielsweise unter

[https://archive.org/details/JudSuess\\_487](https://archive.org/details/JudSuess_487)

- (Man kann einfach bei Google eingeben: „JudSuess\_487“,
- dann anklicken: „Jud Süß: Veit Harlan: Download ...“.)

Gezeigt wird der Originalfilm mit englischen Untertiteln - ohne Reklameunterbrechungen wie bei anderen Anbietern.

Der Film ist zu unterscheiden von dem britischen Film „Jew Süss“ von 1934 nach dem Roman von Feuchtwanger (Regie Lothar Mendes, in der Titelrolle Conrad Veidt).